

# Wiener Zeitschrift

für  
Kunst, Literatur, Theater  
und  
M o d e.

Donnerstag, den 27. September 1832.

116

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modestück, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl., und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. von K. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse No. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halbs und 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

## Über Volksgunst und Volksthümllichkeit.

(S c h l u ß.)

Nicht nur die Länder mit demokratischer Verfassung, sondern auch die mit gemischter, wo dem Volke ein Theil der obersten Gewalt vorbehalten ist, geben genug der wichtigsten Beispiele, was es mit der Volksthümllichkeit und ihren Folgen eigentlich für eine Bewandniß habe. Gelangt eine Partey zur Herrschaft, so frogt sie vom Lobe für sich und vom Tadel für ihre Gegner. Sie ist es, die das Vaterland rettet; sie heilt die Wunden, die eine schlechte Verwaltung noch blutend und mit Gift getränkt ihr überlassen hat! Aufthut sich die Wahn der Hoffnungen, weit, lachend und hell; das Volk reiht sich um die neuen Minister und beecit sich, sie zu unterstützen.“

Ein Monat verläuft und schon in diesem kurzen Zeitraume verläßt die Volksgunst ihre Erwählten. Ob die Verwaltung geschickt oder ungeschickt vorgehe, sie hat zuvörderst die oberste und unbestreitbare Aufgabe, zu bestehen, sich zu erhalten. Damit sie bestehe, damit sie sich erhalte, muß sie dem Gewirre der Forderungen widerstehen, womit man sie anfällt; sie muß Vorurtheile verwunden, muß Interessen verletzen, muß die Wohlfahrt des Landes, nicht aber die Jagd nach dem Beyfalle der Menge zu ihrem obersten Gesetze machen. Dadurch sinkt sie von der entschiedensten Gunst zur entschiedensten Ungunst herab und dieß beweist weder für noch gegen sie, denn es liegt nun einmal in der Natur der Dinge, daß das Volk diejenigen, welche nicht die blinden Ausrichter seines Willens sind, mit Bann und Fluch belege. Die bürgerliche Gesellschaft überhaupt, die Gesetze mit ihren Verpflichtungen und Beschränkungen nöthigen dem Einzelnen einen fortwährenden Zwang auf. Gegen diesen sträubt sich die Sucht nach Freyheit, die im Wesen der menschlichen Natur liegt. Wer sich zu ihrem Wortführer oder zu dem irgend einer der bösen Neigungen unserer Natur aufwirft, ist eines mächtigen Anhanges gewiß. Es gibt keine der Gesellschaft verderbliche Partey, die nicht ihre Stunde der Herrschaft habe.“

„Das Volk ist jederzeit leicht zu täuschen. Es überlegt nicht und sein Instinkt leitet es irre. Es liebt die Täuschung und kommt denen entgegen, die es hintergehen wollen. Wer sich erniedrigen will sein Ohrenbläser zu werden, den

ermuthigt es. Athen ist ein schlagendes Beyspiel der Entartung, die aus diesem Getriebe von Schmeicheley und Käuflichkeit folgt. Wie könnte auch mitten in einem solchen Getriebe von Verworfenheit Bürgertugend sich erhalten? Der am meisten verachtete Mensch wird von der Menge geliebt werden, wenn er ihr huldigt; der klügste und begabteste wird zum Vertheidiger der tollsten Meinungen, sobald das Volk es so will und er vom Beyfalle der Menge sich nicht loszusagen den Muth hat. Die Verführung ist wechselseitig. Die Trugvernünftler, welche dieß Bedürfniß nach Schmeicheley nähren, sind deshalb nicht weniger verachtet. Verführer und Verführte, trifft sie der Rückschlag der Laster, die sie verbreiten. In den Staaten des Alterthums hallten die Rednerbühnen und Schulen, in den heutigen die Tagblätter und Bücher, diese weit mächtigeren Bühnen, von dem Lobe volksthümlicher Schmeichler wieder. Sie bringen es endlich dahin, dem Volke glauben zu machen, daß es über Alles erhaben stehe, daß Gesetze und Sitten gar nicht für dasselbe gemacht seyen, daß die Regierung jederzeit Unrecht habe, daß es allein der Herr und Meister sey und daß seine Eitelkeit, seine Verderbtheit, seine Launen allein regieren und ausschließend das Schicksal der Staaten regeln sollen.“

„Bey den Atheniern war durch die Volksherrschaft auch die Volksschmeicheley zum Systeme geworden und man weiß, wohin sie dort führte. Alle Zweige der Verwaltung sanken in die schmachlichste Entartung. Die Ausübung der Gerechtigkeit, der Menge von ihren Lärmern wie eine Beute preisgegeben, wurde ein Wettstreit der Käuflichkeit mit der tiefsten Verworfenheit. Zufall und Laune entschieden die größten Unternehmungen. In völliger Auflösung des Staatsverbandes schlugen sich Menschen ohne Tugend und ohne Talent mit ehrfurchtigen und fähigen Wüstlingen herum. Die Speichellecker des Volkes, um demselben zu gefallen, überboten in Frechheit und Schändlichkeit einer den andern. Geleitet, vertreten von denselben Menschen in seinen Beziehungen zum Auslande, war aus Athen alle Billigkeit, alle Würde gewichen. Man fuhr fort zu schreyen, daß sie die allmächtige wäre, daß an ihrem Willen allein Gesetz und Grundsat hingen. Sie wurde frech, tyrannisch, gewaltthätig, treulos; die Schmeichler hatten sie verdorben.“

„Einer der größten Übelstände der Volksthümlichkeit liegt darin, daß während Frechheit und Niederträchtigkeit genügen, um sie zu erwerben, tugendhafte Männer sich schwer entschließen, ihren Forderungen sich zu unterwerfen. „Was,“ ruft der Krieger, „ich soll meinen Degen senken vor diesem Haufen, der mir nur Thorheiten befehlen wird!“ — „Was,“ ruft auch der Staatsmann, „ich soll der unwissenden Menge mich fügen, die noch unwissendere und gefährlichere Sophisten mit ihrer Apterweisheit beseelen!“ — Der redliche Mann ist wenig geschickt in der Kunst, die Massen zu verführen. Zu Mißgriffen aufzumuntern, Schwächen zu dienen, Vorurtheilen zu schmeicheln scheint ihm ein unwürdiges, verhaßtes Handwerk, das er Anderen, die niederträchtig genug sind, sich damit befassen zu wollen, überläßt. Er geht seinen einfachen Weg. Aber das Geschrey und die Wigeleyen des Sophisten sind mächtiger als die Grundsätze seines redlichen Herzens und Verstandes. Man findet ihn nicht gefällig, nicht umgänglich genug; die Menge wird ihm abgeneigt, er mißfällt, er wird verspottet und gehaßt.“

„So geschieht es also, daß seinerseits das Volk, indem es seine Launen zum Gesetze macht, sich selbst zu Grunde richtet, und andererseits, seine Schmeich-

ter es an den Abgrund drängen und hineinwerfen. Vermöchte es strengen Rathschlägen das Ohr zu leihen, so würde es zu retten seyn. Aber wer ihm solche zu geben wagt, gilt ihm als Feind, dem es nie verzeiht. Im Laufe der französischen Revolution scheiterten an dieser Klippe alle volksthümlichen Leute, die noch einen Funken Ehrlichkeit in sich bewahrt hatten. Das Volk ging auf der Bahn der Tollkühnheit, des Übermuthes und des Verbrechens ohne Aufenthalt fort; es verachtete die Warnungsrufe und weihte die Warner der unverföhllichen Feindschaft. Nach der Reihe versielen Turgot, Mirabeau, Danton selbst und endlich Robespierre dem Hasse des Volkes, dem sie mit Schmeicheleyen so reichlich gehuldigt hatten.“

„Wie vergänglich ist die Gunst des Volkes! Sie trägt in sich selbst den Keim des Todes. Sie hat zur Grundlage Vorurtheile und Leidenschaften; welche gebrechliche, schwankende, erbärmliche Grundlage! Es verdient sehr bemerkt zu werden, daß Volksthümlichkeit und öffentliche Achtung keineswegs eines und dasselbe sind. Sokrates war geachtet von seinen Mitbürgern, da sie ihn zum Giftbecher verdammten; das Volk bestätigte nur das Urtheil des Areopag. Eben so darf man nicht übersehen, daß die Volksthümlichkeit ihrer Natur nach vorübergehend ist und die Aussprüche der Volksgunst fast niemals auf die Dauer Stich halten.“

„Welche sind die Menschen, die den Untergang von Athen und Sparta beileiten? — diejenigen, welche jede Streitsache des Volkes zu ihrer eigenen machten, mit seinem Horne sich rüsteten, seinen Lüften fröhnten und Schmach über diejenigen häuften, die es von sich stieß. In Athen, um die Volksgunst zu erwerben, mußte man Getreide unter die Armen vertheilen, seine Gärten den Müßigen öffnen, Theater und Feste geben und für die eitle Menge täglich neue Unterhaltungen ausfinden. In Sparta erreichte man dasselbe Ziel, indem man die gefegliche Sittenstrenge überbot, im tiefsten Winter baarfuß ging, die schwarze Suppe den besseren Gerichten vorzog. In Rom umgab man sich mit Klienten, warf unter sie sein Vermögen aus, ließ sein Haus niederreißen, wenn es dem Volke mißfiel, und neigte vor ihm die consularischen Bündel. Und dennoch verbannte die undankbare Menge, auch wenn er ihr alles geopfert hatte, einen Aristides, und warf seine Tribunen, seine Vertheidiger, von jenem Tarpejischen Felsen, der so nahe am Capitole steht.“

„Die Jagd nach Volksgunst hat in den Repräsentativverfassungen in der Form, aber nicht in der Wesenheit sich geändert. Da ihr erster Hebel die öffentliche Meinung ist, so strebt man diese zu gewinnen. Dieselben Mißbräuche haben auch dieselben Gefahren. Der Mann, der erst angebetet war, wird geschändet, sobald ihn die Volksgunst verläßt; Wiß und Spottbilder regnen auf ihn. Ein neuer Günstling taucht auf, und schwört zu den neuen Vorurtheilen der Menge, und siehe, er ist der gepriesene! Man stellt ihn auf den Altar, von dem sein Vorfahrer eben erst geworfen wurde. Die Huldigung dauert, bis die Menge müde ist, dieß Götzenbild anzubeten und abermals ein neues sich aufstellt.“

„Wem wäre es auch möglich, den Hoffnungen, die er hervorrief, im ganzen Umfange zu entsprechen, die Erwartung zu erfüllen, die er einflößte? Der Enthusiasm des Volkes versprach sich ein goldenes Zeitalter; es machte aus seinem Manne einen Helden, einen Gott. Der Traum muß verschwinden und nun steht in seiner Schwäche und Erbärmlichkeit der Mann der Menge gegenüber, die sich täuschte und die er täuschen half. Von der überspannten Liebe

geht sie zum blinden Haß über, von einem Vertrauen ohne Grenzen zu einer Abneigung, die gleichfalls kein Ziel kennt. Blut, Vermögen, Zeit sind verschwendet, aber das gilt ihr gleich; eine einzige Handlung, ein einziges Wort macht alles vergessen.“

„Staatsmänner, verachtet also diese vergängliche Volksgunst! Laßt ein edleres Ziel euer Streben seyn! Liebet den wahren Ruhm, den Ruhm, der in die Classe großer Menschen diejenigen einreißt, welche die Ungerechtigkeit der Mitwelt zu tragen verstanden. Verachtet es, auf gebrechlichen Bühnen eine Kleinliche Rolle zu spielen. Dienet euerm Lande als Bürger, erfüllt eure Pflichten als Menschen. Wenn die Stunde der öffentlichen Anerkennung auch nicht schlägt, so tröstet euch darüber; mehr als eine tugendhafte Seele hat geduldet! Verlanget nach der Gunst eurer Mitbürger nicht und fürchtet eben so wenig ihre Ungunst. Euere Richter seyen euer Gewissen und die Geschichte, dieß Gewissen der Menschheit, wie Tacitus sagt.“

### Bunterley.

Von N. Fürst.

Die Gewürzkrämer sind die wahren Schätzer der Literatur; denn sie beurtheilen die Bücher nach dem Gewichte.

Wo ist der Anfang, wo das Ende der Welt? Es ist daher kein Wunder, daß es so schwer ist, sich in derselben zurechtzufinden und ihre vielen Irrgänge zu vermeiden.

Man würde leicht den Stein der Weisen finden, wenn es im Leben nicht so viele Anstoßsteine gäbe.

Die Thorheiten mancher Menschen sind zuweilen interessanter, als ihre weisen Handlungen.

Der Zweifel ist die Grenzscheide zur Verzweiflung.

Die Leute würden nicht so verschwenderisch mit den Worten umgehen, wenn es für dieselben eine Goldwage gäbe.

Der feste Charakter eines Mannes ist eine Schutzmauer um eine schwache Festung.

Viele Menschen glauben an Nichts. Das sind die nichtigen Menschen.

Es ist freylich schwer, sich Freunde zu erwerben, und doch findet man einen Freund in der Noth oft auf den Straßen.

Man hat den Hanswurst aus der Welt vertrieben, weil manche Leute sich über ihn als einen fürchterlichen Nebenbuhler beschwerten.

„Die Weinberge,“ sagt ein griechischer Weltweiser, „tragen dreyerley Früchte: das Vergnügen, die Trunkenheit und die Reue.“

Die Handschrift manches Gelehrten ist oft eben so schwer zu enträthseln,  
wie seine Gedanken.

Der Schmutz des Eigennuzes macht, daß wir so sehr am Golde kleben.

Man kann alles nachmachen und nachäffen; nur nicht die Lieblichkeit eines  
kleinen Kindes.

Das Sprichwort sagt: Gedanken sind zollfrey, und doch lassen manche  
Schriftsteller sich einen artigen Zoll für ihre Gedanken bezahlen.

Lüge ist eine Scheidemünze, wodurch die Goldstücke der Wahrheit verklei-  
nert werden.

Das französische Vaudeville läßt sich eben so wenig auf fremden Boden  
verpflanzen wie die Champagnerreben.

### Das schwerste Räthsel.

Wer lehrt mich meinen Vater kennen?  
Wer kann mir meine Mutter nennen?  
Wer zeigt mir einen Fleck auf Erden,  
Wo sie mich nicht verfolgen werden?  
Wer weiß zu meinem Grab die Stelle,  
Wo ich mir's sicher köunte bau'n?  
Wie lange muß ich mich der Welle  
Des stürm'schen Meeres noch vertrau'n?

Ach, ich bin Mutter vieler Kinder,  
Und habe für keines ein sich'res Loos;  
Mein alter Feind und Überwinder  
Entreißt sie oft unreif meinem Schooß.  
Zwar kommen all' wieder in meine Macht,  
Doch erst, wenn der Falsche sie umgebracht.  
Ich habe gebadet in den Lüften,  
Ich bin gestiegen zu den Klüften —  
Ich irrte auf dem Grund der Meere,  
Schloß mit den Wolken einen Bund;  
Wer gibt das Land, das ich begehre,  
Wer gibt mir meine Heimat kund?

Mich treibt ein ungestillt' Verlangen  
Durch Jahre der Unendlichkeit;  
Ich farg' umsonst, vom Glück' umfassen,  
Mit jedem Tropfen flücht'ger Zeit.  
Muß zieh'n und wandern, muß vergessen,  
Was mir die Stunde Theu'res bot —  
Mein Weg führt Strecken, nicht zu messen,  
Und jeder Schritt durch Schmerz und Tod.  
Was darf ich nicht das Glück' umfassen,  
Es haltend fest an meiner Brust —  
Wozu dies Aufblüh'n und Erblassen —  
Und forumbülter Kronenwust?

Die Welt ist berathen von Männern klug,

Man nennet sie Räthselmänner —

Es gibt kein Räthsel, dunkel genug

Für solche tiefblickende Kenner:

Hier aber vereitelt sich jede List:

Daß das Räthsel sich selber ein Räthsel ist.

u. s.

### Correspondenz-Nachrichten.

München, im September 1832.

Die Tage einer lybischen Hitze, die mir die Feder hemmte, um den Faden meiner Mittheilungen aus unserer Königsstadt wieder aufzunehmen, sind endlich vorüber, und die Gebirge, unsere unwandelbaren, unerschütterlichen Nachbarn, senden uns so viel Kühlung von ihren Schneehäuptern in unsere monotone, weit ausgebreitete Ebene, daß wir den schnellen Wechsel sehr unangenehm empfinden. Jedermann klagt über die zu kurze Frist der Blüthe- und Wonnetage, und Tausende wetteifern, in den umliegenden Gärten und Erholungsorten die wenigen sommerlichen Tage — d. h. den Rest derselben in vollen Zügen zu genießen. Wir befreunden uns bald wieder mit den Vorbothen des Winters — die Kreise des geselligen Lebens schließen sich bald wieder enger und wir flüchten zu den Genüssen, die uns die Kunst reicht. Binnen einem Monate erfreuen wir uns der Rückkunft des königlichen Hofes, der nun das Bad Brückenau mit Aschaffenburg vertauschte und dort im anmuthigen Residenzschlosse unter dem milden Himmel des heiteren Frankenlandes den September zubringen wird. Mancher Blitze und Interessen sind nun nach dem Lande der Hellenen gerichtet; dort sehen wir ein Diadem leuchten, das sich um die Stirne des geistvollen Prinzen Otto schlingen wird. Hr. Hofrath Thiersch, der thätige und rüstige Philologe, wird nun nächstens aus dem Peloponnesus zurück erwartet, und wir sehen mit Verlangen dem Erfolge seiner literarischen und politischen Leistungen entgegen, die er ohne Zweifel glänzend für die Kunst, für die Literatur, für die Archäologie und für die Statistik des gegenwärtigen Griechenlands vollenden wird. Für den Übersetzer des „Pindar“ mußte es von höchstem Interesse seyn, jene Stellen zu betreten, wo einst der Ruhm so viele herrliche Kronen spendete, wo das Genie wie die Gewandtheit der Kämpfer den Menschen über sich erhaben hatten.

Ich suche nun eine Brücke zum Rückwege aus Griechenland, und sehe nun selbst auf der neuen, ungefähr 700 Schuh langen Brücke, welche seit Kurzem die Haupt- und Residenzstadt mit der Vorstadt Au unmittelbar von der neuen, nach dem berühmten Frauenthor benannten Straße aus in Verbindung setzt. Hunderte strömen nun über den neuen Brückenbau hin und her, und erfreuen sich einer so bequemen, vortheilhaften und schnellen Verbindung, die über den reißenden Strom führt. Der Anblick der südwestlichen Gebirgskette von der Mitte dieser neuen Brücke aus gewährt einen frohen Genuß. Auf architektonisch-ästhetischen Werth kann sie freylich nicht Anspruch machen, wie die steinerne Brücke am Isarthore, welche der verewigte Probst baute; inzwischen hilft sie einem dringenden, seit Jahrhunderten gefühlten Bedürfnisse ab und beurfundet die väterliche Sorgfalt Sr. Majestät des Königs, der mit dem Schönen, mit dem Erhabenen das Nützliche zum Besten der zahlreichen Bevölkerung weise verbindet. In der Vorstadt Au erhebt sich aus den Grundmauern allmählig eine neue Kirche unter der Leitung eines jungen Künstlers; wir wünschen, daß sich der imposante Bau der Pynakothek vollende und jener majestätische der Ludwigskirche und Bibliothek vorschreite. Die Ludwigsstraße wird dann die schönste Straße Deutschlands seyn, denn der Einheimische wie der Fremde wandelt dann neben kolossalen, prachtvollen Tempeln und Gebäuden in das Weichbild der Residenzstadt. Ich hoffe Ihnen über den neuen Königsbau, über die neue Residenz am Max Josephsplatz, besonders über die innere Einrichtung, in Bälde viel Interessantes mittheilen zu können.

Die Bühne, doch ein Hauptgegenstand für meine Referate, nimmt ihren ruhigen, gemessenen Gang und glänzt durch die Productionen classischer Opern. So sehr wir Hr. Esclair wieder auftreten zu sehen wünschen, so dürfen wir bey seiner erschütterten Gesundheit noch nicht so bald erwarten, daß dieser Koryphäus der Bühne sich uns zeigen werde.

Die Oper Mozart's: „Don Juan“ wurde vor einigen Tagen im italienischen Terte

zum Besten der Theater-Pensionsanstalt gegeben. Mad. Schiafetti und Hr. Santini, in Verbindung mit Mad. Schechner-Waagen, leisteten, unterstützt von den andern Künstlern, etwas Außerordentliches.

Der unsterbliche Meister Mozart erschüttert immer mit dem alten Zauber die Gemüther; er trägt noch immer die Geister himmelwärts und verdrängt allgemach durch den ewig jungen Schwung seiner Genialität die Producte des Talentes, die oft so kraftlos sind, wie unsere zum Theil geschmackverschobene, hyperfentimentale Zeit.

Die k. Hoftheaterintendant, die Alles aufbietet, vorzüglich durch auserlesene Opern einzuwirken, übersieht keine neue Erscheinung in diesem Kunstbereiche und zeichnet sich in dieser Beziehung glänzend aus.

Im recitirenden Schauspiel ergab sich nichts Neues von Bedeutung, ich nenne Ihnen nur die „drey Gefangenen“, die nicht mißfielen.

### K. K. privil. Theater in der Josephstadt.

Am 15. September ging Auber's gefällige und anmuthige Oper: „Fra Diavolo, oder: das Gasthaus zu Terracina“ in die Scene.

Da Text und Musik hinlänglich bekannt und besprochen sind, wollen wir uns so gleich der Aufführung zuwenden, welche so wie jene des „Zampa“ vor einem ungemein zahlreichen Publicum und zwar mit dem entschiedensten Erfolge Statt fand. Die Titelfolle war in den Händen des Hrn. Demmer, eines Sängers, der uns mit jeder Production schätzbare und achtungswerthe erscheint. Eine kräftige und wohltrönde Bruststimme, welcher sich ein wohlgebildetes Falset leicht und angenehm anreicht, und dessen Töne von den Brusttönen nicht allzu störend abstecken, eine treffliche Methode, Sicherheit und Reinheit der Intonation, und ein vorzüglicher dramatischer Vortrag stellten diesen Sänger in die Reihe der besten deutschen Tenore. Ein Spiel, welches die Grenzlinie der Mittelmäßigkeit, in welcher die meisten Sänger sich bewegen, bey weitem überschritten hat und von einem wahren Darstellungstalent unvorderlegliches Zeugnis gibt, unterstützt seine Leistungen und verleiht ihnen das Gepräge der Kunst. Seine Darstellung des Fra Diavolo mußte in jeder Beziehung angenehm überraschen. Meisterhaft war der Vortrag des Terzett's im ersten Acte, dessen Wiederholung verlangt wurde, ausdrucksvoll und innig der Vortrag der Barcarola im zweiten. Die darauffolgenden Ensembles ließen nichts zu wünschen übrig. Einen wahren Triumph aber feyerte der Sänger durch den Vortrag seiner Arie im dritten Acte. Nur Rücksicht für die Anstrengungen des Sängers hielt das Publicum ab, die Wiederholung des ganzen Musikstückes zu verlangen, welches wir noch nicht so schön gehört haben. Hr. Demmer ist der Darsteller, durch welchen Fra Diavolo zur wahren Popularität gelangen muß, indem die Oper durch ihn so viel an Anschaulichkeit, Natur und Interesse gewinnt, daß sie alle Elemente eines achten Volksstückes bietet.

Das größte Verdienst um das Gelingen dieser schönen Production kommt nach Hrn. Demmer ohne Zweifel der interessanten Darstellerin der Zerline zu. Spiel und Gesang athmeten Lieblichkeit und Naivetät, und auch die schöne Stimme der Ule. Die erste verdient in Rechnung gebracht zu werden. Die wahrhaft poetische — aber darum auch unendlich schwierige und gefährliche Scene an der Toilette — erregte einen Sturm des Beyfalls und Ule. Die erste mußte die Stelle: „In der That, mein Wuchs ist nicht übel“ wiederholen. — Hr. Preisinger ist ein trefflicher Darsteller des Lord Godburn. Seine Auffassung des Engländer's ist ungemein glücklich und wenn die Aussprache des W auch etwas übertrieben klingt, so überbietet er doch so manches andere Bild, welches uns von dieser Rolle gegeben worden, an Wahrheit und besonders an Wirksamkeit des Gesanges. Hr. Preisinger ist ein trefflicher Buffo, dem die ächte vis comica inwohnt. Er wurde fast von Stelle zu Stelle applaudirt.

Ule. Kratky beurkundete sich in der Rolle der Pamela als eine gebildete Sängerin und verständige Schauspielerin. Referent kann die Vermuthung nicht zurückhalten, daß es Sängern von weit ausgedehnterem Rufe in der Kunstwelt geben mag, welche die zum Theile schwierige Parthie der Pamela nicht so zu singen vermögen. Wir haben bey ihren Verzierungen immer Klarheit, nie aber nur das geringste Mißlingen wahrgenommen, — und die zu unserm Vergnügen sehr frisch genommenen Tempi hinderten sie nicht, immer zur rechten Zeit mit diesen dem Schlingkraut ähnlichen Läusen fertig zu seyn. Das Terzett des ersten Actes gewann dadurch einen wahrhaft unwiderstehlichen Reiz — jedes Licht, jeder Schatten war richtig angebracht.

So befriedigten die Leistungen in den Hauptparthien: des Fra Diavolo des Koch Coburn, der Zerline und der Pamela, im hohen Grade. Aber Hr. Stöger hatte auch für eine passende Besetzung der übrigen Rollen gesorgt, unter denen jene des zweyten Tenors durch die ihm vom Dichter und Compositneur verliehene Stellung am bedeutendsten hervortritt. Hr. Emminger gab den Lorenzo. Wir lernten diesen Sänger schon im „Zampa“ vortheilhaft kennen, wo er die Rolle des Hrn. Demmer, welcher von einer Unpäßlichkeit verhindert wurde, übernahm und zufrieden stellte. Auch seine heutige Leistung, besonders seine Arie im dritten Acte erfreute sich lebhaften Beyfalls. Seine Stimme scheint zwar in den Brusttönen nicht hoch zu reichen, wird aber von einem nicht ungebildeten Basset ergänzt. Sein Spiel beurkundet den Anfänger, scheint jedoch auf dem besten Wege der Vervollkommnung begriffen und hat wenigstens noch nie störend eingewirkt. Hr. Kott als Peppo war vorzüglich und auch die Besetzung der übrigen Nebenrollen (Hr. Högl — Matteo, Hr. Rigl — Giacomo, Hr. Neumann — Francesco und Hr. Rosenbergl — Bauer) war mit Vorsicht getroffen, so daß Hr. Stöger, dessen Operngesellschaft vielleicht manches deutsche Hoftheater verdunkeln mag, uns ein vollkommenes und befriedigendes Ensemble vorführte.

Die Ouverture wurde mit Präcision und Ausdruck äußerst wirksam und mit all ihren Nuancen vorgetragen und erhielt großen Beyfall. Die Chöre waren wohl einstudiert und griffen kräftig durch.

Hr. Demmer, Ule. Dielen, Hr. Preisinger und Ule. Kratky wurden sowohl am Schlusse des ersten Actes als zu Ende der Vorstellung gerufen und erhielten, wie wir bereits berührten, auch nach den einzelnen Nummern die lebhaftesten Beweise der Anerkennung.

Costüms und Decorationen bezengten neuerdings, wie bereitwillig die Direction dieser Bühne alles anbietet, um den Beyfall ihres zahlreichen Publicums zu verdienen.

### R. K. privil. Theater an der Wien.

Am 17. September „Sylphide.“ Ule. Böllner als Gast.

Ule. Böllner, bereits von ihren früheren Leistungen auf den k. k. priv. Theatern der Leopold- und Josephstadt als brave Localschauspielerinn bekannt, ist für das k. k. priv. Theater an der Wien engagirt. Sie gab als erste Antrittsrolle das Mädchen in der „Sylphide.“ Das Spiel ist frisch und größtentheils der Charakter wohl im Auge gehalten. Nur dürften jene Scenen — wo sie als Schwester des Gutsheerrn erscheint, entweder mehr wirklichen oder affectirten Anstand fordern. Überhaupt dürfte Ule. Böllner auf ihre Aussprache mehr verwenden, und jenen affectirten (oder wirklichen?) Sprachfehler vermeiden, vermöge dem sie sich wie S ausspricht. Die hohen A klingen besonders widrig ic. ic. Übrigens bewies Ule. Böllner viel Darstellungsgabe und spielte einige Momente vortrefflich. Im Gesange wird sie auf die Reinheit der Intonation wohl zu achten haben und wir rathen ihr, wenn sie die Stelle, welche sie jetzt einnimmt, mit Erfolg behaupten will, sich förmlich zur Sängerin zu bilden.

Ule. Böllner wurde nach dem Duett des ersten Actes und nach der Romanze des zweyten mit Hrn. Nestroy so lebhaft applaudirt, daß diese Nummern wiederholt werden mußten, eben so wurde sie nach beyden Actschlüssen gerufen. Sie dankte in bescheidenen Worten.

Hr. Nestroy hatte die Parthie des Hrn. Scholz, Hr. Stahl jene des Hrn. Hopp übernommen, aber obwohl ersterer zweymal mit Ule. Böllner gerufen ward, doch zu keinem besonderen Vortheile des Ganzen.

### Modembild XXXIX.

Negligé von Spitzstoff, mit rosafarbenen Seidenfutter, nach einem Original des Hrn. J. G. Beer, bürgl. Damenkleidmacher in der Dorotheergasse, Nr. 1108.

Die Tülle-Englais-Haube, mit gefalteter Garnirung und Bändern geziert, nach einem Original von M. Langer, in der Kärnthnerstraße, Nr. 983.

Herausgeber und Redacteur: Johann Schick.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.